



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Kleine Schriften zur deutschen Philologie**

**Hübner, Arthur**

**Berlin, 1940**

Bespr. von Helmut Kißling, die Ethik Frauenlobs

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

erneutes Ansteigen, gegen Ende des Jahrhunderts zu einem Gipfelpunkt hinauf: das ist doch nur aus einem wachsenden Krisengefühl heraus verständlich. Schon Walthar von der Vogelweide hat, was man meist überhört, sehr schwere Töne derart. Und auch die Dekadenzlehre etwa, wie sie in gewissen Kapiteln von Brants Narrenschiff ihren Niederschlag gefunden hat, reicht sehr viel weiter zurück. Diese Gesellschaftskritik, die sich nach einem vergangenen höfischen Ideal richtet, setzt bereits unmittelbar nach der Blüte dieses Ideals ein. Es fehlt uns eben noch die rechte Folie für Studien wie die von Guizinga und St., Untersuchungen, die das 'Sentiment' etwa auch des 13. Jahrh.s zu erfassen suchen, die sich aber nicht betäuben lassen von dem Festlärm des ritterlichen Wesens, sondern gerade auch den dunkleren Untertönen Gehör schenken: sie sind stärker, als man gemeinhin annimmt.

Aber trotz mancher Vorbehalte, wie sie der Kritiker machen muß, soll zum Schluß unumwunden ausgesprochen werden: es ist ein bedeutendes Buch, das St. uns geschenkt hat; und was die Einwendungen treffen, sind die Schwächen seiner Stärken. Die Kraft, die hier das Jahrhundert unter einen großen Aspekt zwingt, hat etwas Imponierendes — auch da noch, wo sie sichtlich ihren Grundgedanken überanstrengt. Und mit dieser geistigen Kraft paart sich eine beträchtliche schriftstellerische Begabung. Vielleicht ist diese fremdwortüberschüttete Sprache, die selber etwas vom fin de siècle hat, nicht jedermanns Geschmack, aber sie paßt zu dem Buche und gibt ihm Stil. Und mag der Leser auch diese oder jene Prägung als forciert empfinden ('konkave Mystik') und diese oder jene Formulierung als feuilletonistisch: führend ist doch der Eindruck einer ungewöhnlich leichten und sicheren Beherrschung des Instruments. Diese Gabe einer in kurzen Sätzen schreitenden, eindringlichen und schlagkräftigen Rede, diese Fähigkeit bildhafter Untermalung des Gedankens, diese Kunst, aus Motti und Widmungen, aus Überschriften, Vorreden und Randbemerkungen die Lichter für die Darstellung zu gewinnen, all das zeigt den geborenen Schriftsteller. Diesem Gelehrten zu begegnen wird immer nicht nur ein Gewinn, sondern auch ein Genuß sein — hoffentlich in Zukunft ein noch reinerer.

Helmut Kießling, Die Ethik Frauenlobs (Heinrichs von Meißens).  
[Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Altgermanische Abteilung,  
Heft III.] Halle 1926.

Was einem schon beim ersten Anlesen dieses Buches in die Augen fällt, ist die Flüchtigkeit, mit der in den zahlreich ausgehobenen Zitaten das Mittelhochdeutsche behandelt wird: nach vielen Duzenden zählen die kleinen Unebenheiten und Anstimmigkeiten, vornehmlich in der Quantitätsbezeichnung; namentlich in den vorderen Bogen steht es schlimm damit (später scheint ein sorglicheres Auge den Druck mit überwacht zu haben). Und wenn man sieht, wie falsche Ettmüllersche Formen wie schâmen oder plage einfach kopiert werden, wie aus gesten (adornare) gestên wird, wie nach mit Hartnäckigkeit als Kürze gegeben ist, dann wird man zweifelhaft, wie weit es sich um bloße Lässigkeit handelt. Die gleiche Sorglosigkeit zeigt sich

in Dingen des Überlegens: krenker erscheint in der deutschen Paraphrase als 'kränker', gewachtet als 'geschwächt'; sit daz dîn (sc. des übermutes) ger die höhen unt die nideren smæhen unde wideren tar heigt: 'sie ist die sünde, die . . . die höhen und nideren schmät und antwidert'. Vielleicht sind das nur Freiheiten der Paraphrase; aber auch hier wird der Leser bedenklich, wenn er auf einen so elementaren Übersetzungsfehler stößt, wie er dem Verfasser bei der Interpretation von Etimüller 79,7 (S. 104) unterlaufen ist. In jedem Fall ist die souveräne Art der Textbehandlung bezeichnend für das Verhältnis des Verfassers zu seinen Quellen.

Um es kurz zu sagen, es fehlt dem Buche an Können und an Treue. Man weiß, wie schwer Frauenlob an sich ist und wie verderbt er in der Etimüllerischen Ausgabe vor uns steht. Nur eine Interpretation von eigener Strenge hilft da voran; mit einem 'stillen Anhören der Worte Frauenlobes' ist ebenso wenig getan, wie mit der 'vorsichtigen Ahnung', die durch die 'fast undurchdringliche Dunkelheit' vieler Frauenlobischer Strophen hindurchführen soll (Zorn, S. VIII f.). Verderbnis und Dunkelheit will dem Wertminderer werden. Der Verfasser steht dem Etimüllerischen Texte so gut wie völlig hilflos gegenüber; selbst offensbare Sinnlosigkeiten werden oberflächlich übernommen (268,14 swc rittert man sich edyget [S. 64]; 62,14 höchwart ist widerverte gram, Gar saget ir nam [S. 122], wo übrigens die Senar Gā das Nützige hat; vergl. den seltsamen Ausdruck), und wo R. ganz vorsichtig zu konstatieren versucht, greift er zum Teil ganz unbegreiflich daneben (man lese einmal, wie er S. 194 die gute Etimüllerische Fassung von 441,5 verhallhornt). Der Verfasser beklagt im Vorwort den Mangel einer philologisch zuverlässigen Ausgabe Frauenlobes: 'ich selbst bin zurzeit nicht dazu imstande'. Wer sein Buch durchgearbeitet hat, weiß nicht, was er zu solcher Unschuld sagen soll; denn wenn er, durch jene äußeren Lässigkeiten huzig gemacht, die Arbeit des Verfassers Sitat und Schluß um Schluß auf Herz und Nieren prüft, findet er, daß in ihr ein einseitig spekulativer, völlig unphilologischer Geist am Werke ist. Der Aufgabe, die hier gestellt war, ist aber ohne die Mittel der Philologie nicht Herr zu werden. Es hat sich bitter gerächt, daß der Verfasser ans Werk gegangen ist, ohne das nötige äußere und innere Rüstzeug für seine Aufgabe zu haben. Sein Buch, das auf den ersten Blick einen so geist- und gehaltvollen, philosophisch tiefdringenden Eindruck macht, steht auf sehr schwankem Grund.

Ein Kapitel trägt die Überschrift: 'Der Realismus und die Ethik'. Hier versucht R. darzutun, welche Bedeutung das Universalproblem für Frauenlob besitze, und kommt zu dem Schluß, daß der Realismus seine Ethik entscheidend beeinflusst habe. Kronzeuge ist ihm die Strophe 59:

Wort sind der dinge zeichen, sam der meister gih;  
 dâ von muoz iht  
 ligen in der worte ringe,  
 daz sich ie dem dinge  
 gelichen muoz an lût an art oder an dem urspringe;  
 wan ieslich dinc sîn nam tuot melt: sus prûeve ich daz besunder,  
 daz ieslich tugent ie nâch ir tât genennet ist usw.

K. interpretiert, 'an der Hand der realistischen Lehre': 'das wort (vox oder nomen) ist das Wesen des Einzeldinges, sein eigentliches ens; von diesem [dâ von!] muß ein bestimmtes in des Wortes Umfange (ὁρισμός) beschlossen sein' usw. (S. 101). Seit wann heißt zeichen 'Wesen'?! Zeile 6 interpretiert er: 'Jedes individuelle Ding gibt Kunde von der (platonischen) Idee, die in ihm steckt'. Er verwechselt also Subjekt und Objekt. Frauenlob will in der Strophe darauf hinaus, daß die höchst schon durch ihren Namen kenntlich gemacht ist als vart nâch höher ê; diese Nominaldefinition wollen die ersten Verse vorbereiten und nicht mehr. An mangelndem Durchinterpretieren der Strophe und handgreiflichen Übersetzungsfehlern scheitern also die weitgehenden Schlüsse, die K. an dies Stück knüpft (S. 101 f.). Die ganze gequälte Auslegung von dem 'Realismus' des Anfangs, der mit Zeile 7 eine 'Wendung ins Nominalistische' zu nehmen scheint und so schließlich in den gemäßigten Albertinischen Standpunkt mündet, bricht zusammen, und aus dem Beispielfalle Zeile 9 eine 'materiale Wertethik' abzuleiten, ist mehr als kühn. Gleichwohl durchzieht dieser Gedanke von Frauenlobs Realismus, von seiner namen-Philosophie das ganze Buch wie ein roter Faden; überall wo die Wörter wort, namen, nennen auftauchen, wittert Rißling das universale dahinter. Nun wissen wir alle, daß mhd. name unter Umständen mehr als nomen besagt, daß es in Wendungen wie ritters name und dergl. eine Bedeutung gewinnen kann, die an ein 'universale' streift. Man darf dem Verfasser auch zugestehen, daß es sich wohl verlohnt, auf etwaige terminologische Einwirkungen des Universalienstreites auf die deutsche Popularphilosophie des späteren Mittelalters zu achten. Aber es ist natürlich ein Unding, jedes name Frauenlobs in dieser Richtung zu interpretieren. Und so wird denn, was an Rißlings Witterung richtig ist, zugeschüttet durch die Menge des Haltlosen. Dieser Irrtum verschuldet aber nicht nur falsche Einzeldeutungen (man lese etwa, wie S. 86 der schlichte wibes name ausgemünzt wird, oder was gar S. 105 die unschuldige Tatianstelle inti nemnis thû sînan namon Johannem [Vulgata: et vocabis nomen ejus J.] hergeben muß); er bringt vielmehr breite Gedanken-zusammenhänge aus der Nichte. So heißt es beinahe die Dinge auf den Kopf stellen, wie S. 102 ff. von der Erhaltung des namen vor Gott und den Menschen die Rede ist.

Dieses Kapitel zeigt die Schwächen des Verfassers und ihre Folgen am kräftesten; im übrigen ist es typisch für seine Arbeitsweise. Man wird es natürlich billigen, wenn ein Gelehrter die Aufgabe, Frauenlobs Ethik darzustellen, so faßt, daß er diese Ethik auf breiteren zeitgeschichtlichen Hintergründen sieht und sie in größere Entwicklungszusammenhänge einzureihen versucht. Das Mißliche ist nur, daß bei Rißling sozusagen die 'universalia ante rem' da sind. Sein Blick ist eingestellt auf einige große geistesgeschichtliche Linien, die ihm im Grunde feststanden, ehe er sich in Frauenlob vertiefte; er denkt in einigen großen ethischen oder geistigen Komplexen, ritterliches Tugendssystem, monastische Ethik, das 'bürgerliche System' und seine Ethik, dazu neben und über allem scholastische Dogmatik und Moralphilosophie, sehr gelehrt in einer Fülle lateinischer Zitate ausbreitet; auch

Frauenlob ist ihm im Grunde Symbol, nicht Individuum. Daher wird das Sonderbare möglich, daß die ungemein prägnante Physiognomie dieses eigenwilligen Dichters alle Farbe und allen Charakter verliert und zum langweiligen Typus verbläßt. Sehr bezeichnend ist schon dies, daß die Kapitel oft mit breiten Erörterungen allgemein philosophisch-ethischen Inhaltes einsetzen: erst wird das Schema gerüstet, und dann wird es aus Frauenlob gestützt. Wo rein psychologisch gesehen die Gefahrenpunkte eines solchen Vorgehens liegen, braucht kaum gesagt zu werden: der Interpret schwebt immer in der Versuchung eines effektischen Verfahrens, das die 'res' im Sinne der 'universalia' auswählt und deutet, vielleicht gar preßt. Die Gefahren wachsen, wenn mangelnde Beherrschung der Quellen und mangelnde Verpflichtung ihnen gegenüber hinzukommen. Und diesen Gefahren ist der Verfasser oft und oft erlegen. Immer wieder stößt man auf Interpretationen, die Dinge substituieren, die einfach nicht dastehen, auf Zitate, die nur sehr von weitem stimmen oder auch ganz etwas anderes besagen als das, wofür sie angezogen werden. Immer wieder steht man vor der Tatsache, daß eine Strophe nicht schlicht und treu durchinterpretiert ist, daß willkürlich zugespitzte Übersetzungen die Brücke ins Philosophische schlagen müssen oder die Sinnesakzente eines Textes verrückt werden, um die dem Verfasser genehme Deutung zu ermöglichen. Seine Art, die Dinge zu betrachten und zu vergleichen, hat etwas peinlich Labiles, ohne Schärfe, ohne Sauberkeit und infolgedessen auch ohne Beweisraft.

Um wenigstens noch ein paar Belege für dies harte Urteil beizubringen: der Spruch 31 spricht von Noahs triuwe und zuht; Rißling interpretiert zuht mit oboedientia oder humilitas (S. 42 Anm.), wo doch der Spruch selber die Deutung völlig sicher stellt, indem er an Noahs Söhnen den Mangel an triuwe und zuht schildert. Frauenlob ist wie jeder Spruchdichter ein Lobredner des hie vor. Wie verschiebt es die Dinge, wenn Rißling dies traditionelle Element 'verabsolutiert' zum status ab aeterno (S. 60 Anm.). S. 152 wird in Gestalt einer 'integrierenden Übersetzung' eine Deutung von Strophe 397 gegeben, die völlig daneben greift, weil sie dem Worte sin, auf dem diese keineswegs 'dunkle' Strophe steht, einen ethischen Gehalt 'gute Gesinnung' aufzwingt, den es nun einmal nicht hat; Frauenlob selbst hätte durch den Vers 7 sin unt vernunft ist niur ein dinc diesen Fehler hintanhaltend sollen. Man weiß oft nicht, was die Deutungen des Verfassers mehr schädigt, die tastende Unsicherheit, wie sie namentlich diese Strophe zeigt, und wie sie öfter mehrere Interpretationen zur Wahl stellt, oder die Unbedenklichkeit, die etwa dem Eingang der Strophe 412 gibt iu ein guoter ræte die Übersetzung gibt, 'wenn euch, ihr Herren, einer einen guten Rat erteilen will' (S. 147), wo also ganz darüber hingesehen ist, daß die Strophe lebt von dem Gegensatz des Rates, den ein guoter und ein swacher gibt. Die Strophe 90 weist nach Rißling einen 'kontinuierlichen Fortgang vom utile zum honestum zum summum bonum' auf (S. 147) — man muß das Stück selber lesen, um die ganze Kühnheit dieser Deutung zu ermessen: diu zuht in sol lëren, daz er lop unde pris bejage; erst mac sich gemëren sin sælekeit naht unde tac, das sind die Verse, in denen sælekeit auf das

summum bonum zielen soll. Aber schon auf der nächsten Seite setzt sich Rikling selbst ins Unrecht, wenn er auf Grund derselben Strophe, und nunmehr ganz richtig, Saelekeit versteht als das 'subjektiv erlebte Glücklichsein'. Man glaube aber nicht, daß es sich bei solchen Irrtümern um Schönheitsfehler handelt, die nur einzelne Sätze und Stücke in der Argumentation des Verfassers ausfallen ließen, ohne doch seine Gedankenführung im Großen zu schädigen. — In dem Kapitel 'Der amor dei und der amor mundi' behandelt Rikling ausführlich, Schritt um Schritt in engem Anschluß an den Text das strophenreiche Streitgedicht 'Minne und Welt' (S. 128 ff.). Dabei ist ihm das Mißgeschick begegnet, daß er eine Dichtung gutgläubig als integrires Gebilde hinnimmt und interpretiert, bei der der Philologe mit Händen greift, daß die Überlieferung, was die Strophenfolge anlangt, im Mittelteile des Werkes schwer gestört ist.<sup>1)</sup> Nun ist die Sache noch glimpflich abgelaufen, weil der Verfasser über gewisse Unstimmigkeiten, vor die der durcheinandergewürfelte Text ihn stellte, leicht hinweggeglitten ist, mehr 'ahnend' als interpretierend; aber es versteht sich, daß auch hier das unscharfe Deuten grob entstellter Überlieferung im einzelnen (namentlich S. 131) zu anfechtbaren Aufstellungen führen mußte. — Schlimmer ist es Rikling mit einem anderen Komplex Frauenlobscher Dichtung ergangen. Das lange Kapitel 'Das Weib und die Frauenminne' gipfelt in dem Gedanken, daß echte ursprüngliche Minnelyrik bei Frauenlob nur eben noch 'anklinge', im übrigen aber der alte Minnedienst, der fast vollkommen unter ästhetischen Gesichtspunkten gelebt wurde, einer Bewertung der Frau Platz gemacht habe, die sie sozusagen zu einem religiösen Gegenstand macht: 'Der Wert ästhetischer Seelenqualitäten . . . wich nun der Bedeutung der Frau in der Hinordnung der Seele zu Gott' (S. 95). An die Stelle des Werbens und der stæte beim Minnesinger tritt die religiöse Treue im Eheverhältnis. Und so macht denn Rikling Frauenlob zu einem Lobredner der Ehe. Aber wenn man von seinem Beweismaterial abzieht, was auf eklatanten Mißverständnissen beruht, dann bleibt nicht viel übrig. Die Strophe 149 ist doch ohne Zweifel rein minniglich gemeint, und wie Rikling gar aus ihr den Satz herausliest, (S. 96) 'beim Ehebruch vonseiten des Mannes wird die Frau aufgefordert, ihrerseits den Mann zu verlassen' (auf Grund der Verse: du minne in wider, lieber lip, der dich mit triuwen meine. gip urloup, vrouwe, wankeln herzen, swâ diu sint 149,6 f.) ist gar nicht zu verstehen. Dasselbe gilt von dem Liede I; es ist mitnichten ein Beleg dafür, daß Frauenlob 'nur innerhalb der Ehe die volle Süße des Minnerausches kennt' (S. 98). Und ebenso zweifelhaft ist mir, daß Spruch 218 die Ehe zum Hintergrunde hat. Damit fallen aber die Hauptzeugen für den Satz: 'Die Liebe erschöpft sich gänzlich in der Ehe' (S. 97). Man glaubt den psycho-

1) Es ist kaum zu begreifen, daß Rikling nicht stufig wurde vor der Tatsache, daß in diesem auf strophischen Wechsel gestellten Streitgedicht einmal der Welt und bald nachher auch der Minne zwei aufeinanderfolgende Strophen zugehören sollen, Strophenpaare überdies, die im einen wie im anderen Falle ein unüberbrückbares Klaffen des gedanklichen Zusammenhanges aufweisen. Offenbar sind die Strophen 436 bis 438 hinter 431 einzuschieben. Strophe 432 will freilich auch an 438 noch nicht befriedigend anschließen, am besten würde sich die Strophe vielmehr an 435 fügen. Ist mit Strophenverlusten zu rechnen?

logischen Weg für die Argumentation des Verfassers nachspüren zu können: Woflers geistvolle These von der Sanktionierung der Liebe, von der Apotheose, die die Frau im dolce stil nuovo durch die Verschmelzung von Frauen- und Marienminne erfuhr, und Chrismanns Satz, daß der Preis der ehelichen Treue zum neuen deutschen Stil gehöre, das sind die 'universalia', die Kitzlings Interpretation der Frauenlobschen Minnedichtung geleitet haben, mit dem Resultat, daß ein Wort wie triuwe gepreßt wird zu dem Begriff der religiös gefärbten ehelichen Treue, selbst noch in einer abgegriffenen Formel wie mit triuwen meinen. Wieder stören Unmöglichkeiten oder zumindest Gewalttameiten und Überspizungen der Interpretation Gedankengänge, die an sich sehr diskutabel sind, an entscheidenden Punkten.

Hier gerade wird eine weitere tiefstizende Schwäche der Kitzlingschen Arbeit fühlbar. Kitzling sieht eigentlich alle Äußerungen Frauenlobs auf gleicher Ebene und nimmt und wertet sie auf Treu und Glauben wie die Aussprüche eines Moralphilosophen. Er geht völlig darüber hinweg, daß Frauenlob ein Dichter ist, und zwar ein ebenso selbstbewußter wie doch auch wieder traditionsbestimmter Dichter, der eine aus sehr verschiedenen Quellen fließende Überlieferung verarbeitet. Um bei der Minnedichtung zu bleiben: es geht nicht an, auch für die ethische Auswertung nicht, daß man die hochgespannte Minnelhrik der Lieder auf dieselbe Linie stellt wie etwa die Spruchfette im Kurzen Ton (208 ff.), die mit ihrer gutenteils epigrammatisch gefaßten Didage aufs Feld der Ars amandi weist. Die triuwe hat in einer bürgerlichen Priamel (402) einen anderen Sinn und Klang als in einem Minnespruch mit ritterlichen Hintergründen (149); dieselbe frauliche ère, die im Tageliede ungemeilet bleibt (Lied XI 3, 12), muß im Wispel risen (273,16). Und dieser Dichter ist überdies ein Meisterfänger, nach Beruf und mehr noch nach Anlage darauf aus, das Erzentrische, überspannte zu suchen, seine Vorbilder zu übertrumpfen im Inhaltlichen wie im Formalen. Da erhebt sich doch die große Frage, die Kitzling freilich nicht zum Bewußtsein gekommen ist: was ist, im Vergleich zu älterer Dichtung, forcierter oder manierierter Stil? Und was ist gewandeltes Ethos? Im Spruch 210 wirft Frauenlob die Frage auf: nenn ich si engel oder wip? Kitzling münzt das Stück vollwichtig aus im Sinne seines Gedankens von der religiösen Erhöhung der Frau (S. 85 f.); aber das heißt doch wohl, seinen Schweregrad verkennen. Offenbar stellt der Spruch nur die Aufbauschung eines alten, ja schon von Walther verwendeten Vergleiches dar, die zugleich eine dialektische Zerfaserung ist. Man hat mehr als einmal das Gefühl, daß Kitzling um das eigentümliche Ethos eines Stückes betrogen wird, weil er den Faktor meisterfängerischer Künstlichkeit und Spielerei nicht in Rechnung setzt. Das hat vereinzelt sogar, wie bei Spruch 392, zu einer ganz falschen Deutung geführt (S. 118). Auch von dieser Seite aus gesehen, hat Kitzling seine Aufgabe zu philosophisch-abstrakt angegriffen: erst muß man den Dichter Frauenlob haben, ehe man des Ethikers habhaft werden kann.

Bei alledem steht hinter dem Buche (sonst brauchte es so langer Auseinandersetzungen nicht) ohne Zweifel ein kluger, ja geistvoller Kopf. Die leitende Idee, nämlich Frauenlobs Ethik genetisch zu verstehen, ist untadelig:

Rißling setzt den Minnesang voraus und 'verwendet dessen Begriffe, um der gewandelten Begriffe bei Frauenlob habhaft zu werden' (S. 4); so geht er die Skala der Werte und Tugenden durch, das ist der Grundriß des Buches. Und er zeigt dabei durchaus einen offenen Blick für die Problematik einer geistigen Wandlung, wie die Dichtung des 13. Jahrhunderts sie aufweist, und ein Gefühl für die seelischen Hintergründe solcher Bewegungen. Wenn nur nicht die unselige Meinung wäre, solche Probleme gedanklich-konstruktiv, vom Allgemeinen aus erschöpfen zu können. Ein Lieblingsgedanke des Verfassers ist jener von der 'immanenten' ritterlichen und der 'transzendenten' bürgerlichen Ethik. Eine Welt angeborener, blutsmäßiger Qualitäten, wie die ritterliche sie darstellt, erscheint bei Frauenlob im Lichte der Reflexion und Objektivierung. Ethische Spruchdichtung überhaupt ist der Ausdruck sich auflösenden und bereits aufgelösten Lebens, sozusagen 'rationalisiertes totes Leben' (S. 61). Das ist die These, die in immer neuen Abwandlungen und Anwendungen das Buch trägt. Es ist das einer jener gescheiterten Gedanken, die man 'anregend' zu nennen pflegt, die aber wissenschaftlichen Wert erst gewinnen, wenn man sie nicht als starres Schema nimmt, dem die Dinge unterworfen werden, sondern als Abstraktionen, sozusagen als reine Ideen, im flutenden und widerspruchsvollen Leben konkreter Wirklichkeiten, immer nur stückweise realisiert. Man lese einmal nach, wie leicht Rißling mit der Tatsache fertig wird, daß schon in ihrer Blüte die ritterliche Dichtung so stark reflektierend sich darstellt; und auf die große Frage geht er gar nicht ein, in welchen Grenzen wir überhaupt ein Recht haben, die Ethik des ritterlichen Tugendssystems als 'blutsmäßig' ritterlich anzusehen.

Es ist ganz gewiß hochehrfreulich, wenn sich heute junge Forschung die Wege zu einem vertiefteren und innerlicheren Verständnis mittelalterlicher Dichtung und mittelalterlichen Geistes zu bahnen versucht. Aber so wie dies Buch es anfängt, geht es nicht. Es ist schmerzlich, an einem solchen Beispiel zu sehen, wie der Hang zu blendenden, weiträumigen Sätzen das schlichte Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Quellen töten kann. Auf diese Forderung aber dürfen wir auch heute nicht verzichten: ehe etwas fein und geistvoll ist, muß es ganz einfach richtig sein.

**Konrad Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie. Halle 1924.**

Dies neue Burdachsche Buch gibt sich selbst als eine Gelegenheitsarbeit; es wiederholt, mit einigen Nachträgen, den Beitrag des Verfassers zu der Festschrift für Eugen Mogk. In diesem seinem Zweck der Begrüßung eines Studiengenossen und der Anpassung an diesen Zweck liegen seine Reize und seine natürlichen Grenzen. Schwedische Reiseeindrücke, darunter vor allem die eigene Schau des Codex argenteus der gotischen Bibel, ließen schon vor langem in dem Verfasser den Plan lebendig werden, das 'Hinüberleuchten germanischen Nationalgefühls, germanischer Bibelforschung, germanischer Bibelfrömmigkeit aus Schweden nach Deutschland auf breiterer geistesgeschichtlicher